



Jannis Panagiotidis | Hans-Christian Petersen

Antiosteuropäischer Rassismus in Deutschland

Geschichte und Gegenwart

BELTZ JUVENTA

Die Autoren

Jannis Panagiotidis ist wissenschaftlicher Leiter des Research Center for the History of Transformations (RECET) an der Universität Wien. Er war zuvor Juniorprofessor für die Migration und Integration der Russlanddeutschen an der Universität Osnabrück. Er hat umfangreiche Forschungen zur Ost-West-Migration seit 1945 vorgelegt, darunter seine Monographien *The Unchosen Ones: Diaspora, Nation, and Migration in Israel and Germany* (Indiana University Press 2019) und *Postsowjetische Migration in Deutschland: eine Einführung* (Beltz Juventa Verlag 2021).

Hans-Christian Petersen ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte des östlichen Europa (BKGE) und Dozent an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen russlanddeutsche Geschichte, post(ost)migrantische Gegenwart sowie die Geschichte der deutschen „Ostforschung“. Publikationen u. a. *Bevölkerungsökonomie – Ostforschung – Politik. Eine biographische Studie zu Peter-Heinz Seraphim (1902–1979)* (fibre Verlag 2007) und *An den Rändern der Stadt? Soziale Räume der Armen in St. Petersburg (1850–1914)* (Böhlau Verlag 2019).

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-6823-8 Print

ISBN 978-3-7799-6824-5 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-7799-8221-0 E-Book (ePub)

1. Auflage 2024

© 2024 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel

Satz: xerif, le-tex

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985–2104-100)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter:

<https://www.beltz.de>

Inhalt

Danksagungen	9
Kapitel 1: Einleitung	11
Keine „Stunde Null“	12
Betroffenenperspektiven und die Suche nach einer Sprache	14
Ziele und Konzepte dieses Buches	15
Themen und Struktur	22
Disclaimer	23
Kapitel 2: Intellektuelle Grundlagen des antiosteuropäischen Rassismus	27
Vorausklärerische Bilder vom ‚Osten‘	27
Die Konstruktion Osteuropas im Zeitalter der Aufklärung	30
Balkanismus	34
Antislawismus und Rassismus	35
Kapitel 3: Die Paulskirche und der ‚Deutsche Osten‘	37
Historische Kontexte	39
Dimensionen des Kolonialen: Alterität, Identität und Raum	40
Völkische Diskurse	43
Deutsche Hegemonialvorstellungen	46
Die Paulskirche und Russland	51
Gegenstimmen	53
Kapitel 4: Deutschland und ‚der Osten‘ vom Kaiserreich bis zur Zwischenkriegszeit	55
Koloniale Diskurse	55
Koloniale Praxis?	60
Rassifizierung und Rassismus	62
Siedlungs- und Migrationspolitik	67
Die Ostjuden als intersektionales Feindbild	69
Der Erste Weltkrieg ‚im Osten‘	71
Kapitel 5: Die Wissenschaft und ‚der Osten‘	79
Anfänge der Osteuropaforschung	80
Osteuropaforschung in der Zwischenkriegszeit	82

Ostforschung und Expansion	87
Osteuropäische Geschichte im Nationalsozialismus	89
Ostforschung und Besatzungs- und Vernichtungspolitik	91
Kapitel 6: Besatzung ‚im Osten‘ und Zwangsarbeit ‚aus dem Osten‘	95
Bilder vom „Rassenfeind“	96
Koloniale Pläne und verbrecherische Befehle	99
„Das Russlandbild des kleinen Mannes“	104
Zwangsarbeit und Segregation	108
Erfahrungen von Zwangsarbeit und Rassismus	109
Kapitel 7: Deutschland und ‚der Osten‘ nach 1945	117
Die Bundesrepublik und ‚der Osten‘: Antikommunismus und Antislawismus	118
Ostforschung	122
Osteuropäische Geschichte	126
Ostkunde	129
Die DDR und ‚der Osten‘	132
Kapitel 8: Ost-West-Migration, 1945–2004	136
Ost-West-Migration im Kalten Krieg	137
Aufwertung und Abschiebung	140
Polen in „wilder Auflösung“	141
Intersektionaler Rassismus: die osteuropäischen Roma	146
„Östliche Völkerwanderung“	149
Bilder vom (kriminellen) ‚Osten‘	155
Die umstrittene Osterweiterung	158
Kapitel 9: Arbeitsmarkt und Ausbeutung	161
Osterweiterung und prekäre Freizügigkeit	162
Soziale Rechte und „Armutsmigration“	165
Branchen und Arbeitsvermittlung	167
Kapitel 10: Schreiben über antiosteuropäischen Rassismus: Autobiografien	183
„Unsichtbar“ (gemacht) werden	184
Abwertungen	188
Segregation	191
Gewalt	193
Das Erlebte beschreiben	195
Hierarchien	197

Agency	199
Rassismus	201
Kapitel 11: Statt eines Schlussworts: Antiosteuropäischer Rassismus in Zeiten des Krieges, Online-Aktivismus und die Notwendigkeit einer Osterweiterung der Rassismusdebatte	202
Abbildungen	212
Literaturverzeichnis	213
Sekundärliteratur und Quellen	213
Interviews	238

Danksagungen

Dieses Buch ist das Ergebnis eines kollaborativen Denk- und Schreibprozesses. Ausgangspunkt war der von mehreren Interviews zum Thema inspirierte Vorschlag von Magdalena Herzog vom Beltz Juventa Verlag im Mai 2021, einen „erweiterten Essay“ über antislawischen Rassismus zu schreiben. Aus diesem erweiterten Essay ist nun ein ganzes Buch über antislawischen und antiosteuropäischen Rassismus geworden. Frau Herzog übergab nach ihrem Ausscheiden aus dem Verlag die Betreuung an Frau Dr. Cornelia Klein, die den Publikationsprozess kompetent bis zum Ende betreute.

Beide Autoren haben zu diesem Thema in der Zwischenzeit analog wie online eine Vielzahl von Vorträgen gehalten, Gespräche geführt und kleinere Publikationen veröffentlicht. Es wäre unmöglich, alle Leute namentlich zu nennen, die im Rahmen verschiedener Formate ihre Ideen zur Thematik beigetragen und unsere Gedanken dazu geformt und geschärft haben. Aus dem Feld der Wissenschaft sei ohne Anspruch auf Vollständigkeit den folgenden Menschen stellvertretend gedankt (in alphabetischer Reihenfolge): Nino Aivazishvili-Gehne, Gleb Albert, Magdalena Baran-Szołtyś, Masha Beketova, Hannah Catherine Davies, Luminița Gătejel, Daniel Heinz, Alina Jašina-Schäfer, Daniel Jerke, Michelle Kahn, Ivan Kalmar, Darja Klingenberg, Jan Musekamp, Thuc Linh Nguyen Vu, Jan Plamper (†), Andrea Pürckhauer, Christoph Rass, Irena Remestwenski, Alexander Schneidmesser, Stephan Scholz, Lauren Stokes, Philipp Ther, Gregor Thum und Valeria Varga. Ein besonderer Dank gilt außerdem Maren Röger und Hakob Matevosyan, mit denen wir parallel zur Entstehung dieses Buches einen Projektantrag konzipierten, sowie Aleksandra Lewicki und Jure Leko, mit denen wir im Rahmen des von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes finanzierten Projekts „Diskriminierung von Menschen osteuropäischer Herkunft auf dem Arbeitsmarkt: Institutionelle und individuelle Kontexte“ zusammenarbeiten.

Ein kollektiver Dank gebührt auch den Teilnehmer*innen einer Reihe von Veranstaltungen, bei denen wir dieses Projekt in der einen oder anderen Form vorgestellt haben. Exemplarisch seien erwähnt: Vorträge von Jannis Panagiotidis auf dem Zeitgeschichtetag in Salzburg, beim Cold War Research Seminar an der Karls-Universität Prag (2022), am Bukowina-Institut der Universität Augsburg, bei den Internationalen Wochen gegen Rassismus in München sowie den Antirassismuswochen in Magdeburg (2023); und von Hans-Christian Petersen bei der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche & Rechtsextremismus, dem Projekt „Globale Systeme und interkulturelle Kompetenz“ der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, dem Forschungsverbund „Institutionen & Rassismus“ (InRa) sowie auf dem 15. Bundeskongress Politische Bildung in Weimar 2023. Auch die Diskus-

sionen mit Studierenden in Lehrveranstaltungen an der Universität Osnabrück, der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg sowie der Universität Wien haben zur Entwicklung unserer Ideen für dieses Buch maßgeblich beigetragen.

In unserer Forschung profitieren wir in hohem Maße nicht nur vom wissenschaftlichen Austausch, sondern auch von Kontakten und Gesprächen mit einer Vielzahl von Personen aus den Bereichen Aktivismus und Zivilgesellschaft. Genannt seien Sergej Prokopkin (Zentrum für Antislawismusforschung e.V.), Julia Boxler und Ani Menua (X3 Podcast), das Team von o[s]tklick, Kamilla Scholl-Mazurek und Marta Neuff (Polnischer Sozialrat), Alicja Orlow, Delphine Wollenberg (Projekt perspektywa der RAA Demokratie und Bildung Mecklenburg-Vorpommern e.V.), Martin Müller-Butz (RAA-Geschichtswerkstatt Zeitlupe), Katarzyna Werth (Kordinatorin für Kriminalprävention im deutsch-polnischen Grenzbe-
reich im Landkreis Vorpommern-Greifswald), Katarzyna Witoszek (Team Faire Mobilität des DGB), Krzysztof Blau (Auslandsgesellschaft Sachsen-Anhalt e.V.), Schwarzkopf-Stiftung – Beyond a single story, Mobile Beratung gegen Rechtsex-
tremismus für Demokratie Niedersachsen, sowie Anastasia Tikhomirova, Artur Weigandt und Erica Zingher.

Weiterhin danken wir Rudolf Jaworski für die Bereitstellung einer Vielzahl von Postkarten aus seiner umfangreichen Privatsammlung und Gerhard Paul für das in Kapitel 7 reproduzierte NPD-Wahlplakat. Bei der Bearbeitung der Bibliografie war Tome Mitrevski (Wien) behilflich.

Teile dieses Buches sind in ähnlicher Form schon zuvor erschienen und werden hier mit freundlicher Erlaubnis wiedergegeben:

Kapitel 3 als: Hans-Christian Petersen (2020): Deutsche Antworten auf die „slavische Frage“. Das östliche Europa als kolonialer Raum in den Debatten der Frankfurter Paulskirche. In: Michael Fahlbusch/Ingo Haar/Anja Lobenstein-Reichmann und Julien Reitzenstein (Hrsg.): Völkische Wissenschaften: Ursprünge, Ideologien und Nachwirkungen. Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg, S. 54–79.

Kapitel 5 als: Hans-Christian Petersen/Jan Kusber (2008): Osteuropafor-
schung zwischen Osteuropäischer Geschichte und Ostforschung. In: Jürgen Elvert/Jürgen Nielsen-Sikora (Hrsg.): Kulturwissenschaften und Nationalsozia-
lismus. Stuttgart: Steiner, S. 289–312.

Zu guter Letzt verlangt die Entstehung eines solchen Buches auch immer den Familien der Autoren einiges ab. Jannis Panagiotidis dankt Eva Garcia Moran, Greta Panagiotidis Garcia und Mendel dafür, dass sie da sind und verspricht hiermit, dass das nächste Buch eins für Kinder wird. Hans-Christian Petersen dankt Diana, Oskar, Pina und Tonja Weilepp für die beständige Erinnerung daran, dass es noch wichtigere Dinge gibt als wissenschaftliche Bücher und dass Vorlesen und Zuhören mindestens so großartig ist wie Schreiben.

Kapitel 1: Einleitung

Gibt es in Deutschland Rassismus gegen Menschen aus dem östlichen Europa? Diese Frage wurde bis vor Kurzem nicht gestellt, obwohl die weltweite antirassistische Mobilisierung der letzten Jahre die Auseinandersetzung mit Rassismus auch hierzulande verstärkt ins Zentrum öffentlicher und wissenschaftlicher Debatten gerückt hat. So sehr dies nach Jahrzehnten des Nicht-Sprechens über Rassismus zu begrüßen ist, so irritierend war die Beobachtung, dass die Erfahrungen von Menschen aus dem östlichen Europa, die heute und in vielen Fällen seit Jahrzehnten in Deutschland leben, in den Debatten lange Zeit nicht vorkamen. Erst in jüngster Zeit begann sich dies zu ändern. Das Thema wurde zunehmend sichtbar und hörbar, die Zahl der diesbezüglichen Anfragen stieg spürbar an und mündete in eine ganze Reihe von Online-Formaten, die heute verfügbar sind. Zugleich gibt es aber nach wie vor eine kontroverse Diskussion darüber, ob die Erfahrungen osteuropäischer Migrant*innen überhaupt unter „Rassismus“ subsumiert werden können – zumeist mit dem Argument, dass sie ‚privilegiert‘ und ‚weiß‘ seien und deshalb per se keine Opfer von Rassismus werden könnten.

Anknüpfend an solche im öffentlichen Raum ausgetragenen Debatten wollen wir in diesem Buch zeigen, dass es Rassismus gegen Menschen aus dem östlichen Europa gibt – antiosteuropäischen Rassismus. Dieser hat tiefe historische Wurzeln, erlebte im Laufe der Geschichte verschiedene Ausprägungen – etwa als Antislawismus – und hat Wandlungen durchlaufen, die wir schlaglichtartig nachvollziehen wollen. Der Nationalsozialismus stellt dabei einen zentralen historischen Fluchtpunkt dar – ein System, dessen Staatlichkeit von Michael Burleigh und Wolfgang Wippermann zutreffend als „racial state“ beschrieben wurde (Burleigh/Wippermann 1991). Und zugleich kann man den Rassismus des NS nicht isoliert von seiner Vorgeschichte betrachten. Die Tradition eines abwertenden, kolonialen (vgl. Kienemann 2018) deutschen Blicks auf ‚den Osten‘ ist lang und hatte verheerende Konsequenzen. Insbesondere die deutsche Besatzungs- und Vernichtungspolitik im östlichen Europa während des Zweiten Weltkriegs hat dies auf beispiellose Weise deutlich gemacht: Das Feindbild der „slawischen Untermenschen“ war nicht nur ein rassistisches Schlagwort der NS-Propaganda, sondern bereitete, in Kombination mit einem eliminatorischen Antisemitismus und dem gegen Sinti und Roma gerichteten Antiziganismus, einer mörderischen Praxis deutscher Soldaten den Weg, der allein in der Sowjetunion 27 bis 28 Millionen Menschen zum Opfer fielen. Zudem mussten Millionen Zwangsarbeiter*innen aus dem östlichen Europa im Deutschen Reich Sklavenarbeit verrichten, wobei sie in der rassistischen Hierarchie des Zwangsarbeitersystems ganz unten standen (vgl. dazu Kapitel 6).

Keine „Stunde Null“

Bemerkenswerterweise sind die Nachwirkungen dieser millionenfachen Erfahrung in die Zeit nach 1945 bisher kaum erforscht. Während es für die Zeit davor zumindest größtenteils eine solide Forschungsbasis gibt, auf die wir uns in diesem Buch beziehen können, blieben die Kontinuitäten über die Zäsur des Kriegsendes hinaus auffällig unsichtbar. Dabei spricht angesichts der millionenfachen Beteiligung der deutschen Bevölkerung am rassistischen Zwangsarbeitssystem und am Vernichtungskrieg an der Ostfront nichts dafür, dass antiosteuropäischer und antislawischer Rassismus mit dem Ende der NS-Herrschaft einfach verschwanden. Vielmehr ist davon auszugehen, dass es auch hier keine „Stunde Null“ gegeben hat und rassifizierende Wissensbestände und Praktiken fortwirkten. Nach wie vor mangelt es jedoch weitgehend an entsprechenden Untersuchungen (für einen ersten Ansatz siehe Alexopoulou 2020, S. 66–91).

Bestätigt wurde dieser Befund durch den Bericht „Rassismus in Deutschland“, den die Staatsministerin für Migration, Flüchtlinge und Integration und Beauftragte der Bundesregierung für Antirassismus, Reem Alabali-Radovan, Anfang 2023 erstmals vorstellte. Dort wird die „besondere Bedeutung“ des antislawischen Rassismus betont, mangels empirischer Daten bilde er jedoch eine „vorläufige Leerstelle“: „Zu seinen aktuellen Ausprägungen gibt es bisher kaum Daten; hier besteht Forschungsbedarf.“ (Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration, Beauftragte der Bundesregierung für Antirassismus 2023, S. 30)

Woher rührt die Leerstelle? An fehlender gesellschaftlicher Relevanz kann es nicht liegen: Menschen mit Migrationsgeschichte aus dem östlichen Europa machen mit über 9,5 Millionen Personen rund 40% aller in Deutschland lebenden Personen mit Migrationshintergrund und rund ein Neuntel der Gesamtbevölkerung aus (vgl. Abbildung 1.1).¹

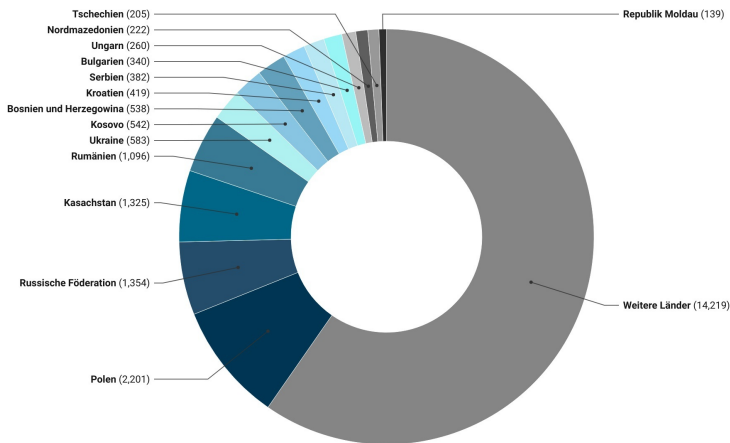
Diese Zahlen sind das statistische Abbild des deutschen Alltags: Keine Spargelernte, keine Fleischindustrie, keine Reinigung deutscher Häuser und keine Pflege kranker oder alter Angehöriger ohne Arbeitskräfte aus dem östlichen Europa. Als moderne Arbeitsmigrant*innen sind sie in der Regel in der Leiharbeit, als Werkvertragsbeschäftigte oder Scheinselbständige der Willkür ihrer Arbeitgeber*innen weitgehend recht- und schutzlos ausgeliefert (vgl. dazu Kapitel 9). Wie viel Diskriminierung, wie viel Rassismus steckt in diesem System, ohne das die deutsche Landwirtschaft und der deutsche Pflegesektor nicht funktionieren könnten? Und warum wird dieses Thema so selten problematisiert, wo es doch auf

1 Destatis, Mikrozensus – Bevölkerung nach Migrationshintergrund, Erstergebnisse 2022, Tabelle 12211–03 (Länder im Mikrozensus: Bulgarien, Kroatien, Polen, Rumänien, Tschechische Republik, Ungarn, Bosnien und Herzegowina, Kosovo, Republik Moldau, Nordmazedonien, Russische Föderation, Serbien, Ukraine, Kasachstan).

Abbildung 1.1

Personen mit Migrationshintergrund 2022

in Tsd. / Nach Geburtsland bzw. Geburtsland der Eltern



Die Zahl der Geflüchteten aus der Ukraine in Deutschland wird im Mikrozensus für 2022 unterschätzt
Chart: Mediendienst Integration • Source: Statistisches Bundesamt (2023) • Created with Datawrapper

Quelle: Mikrozensus 2022; Diagramm erstellt vom Mediendienst Integration

deutschen Feldern, im Dienstleistungsgewerbe und in Millionen von Haushalten allgegenwärtig ist?

Interessant sind in diesem Kontext die Ergebnisse der Auftaktstudie des Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitors (NaDiRa), der vom Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) entwickelt wird. Die im Mai 2022 vorgestellte Studie, für die rund 5.000 Personen telefonisch befragt wurden, machte deutlich, dass es in der deutschen Bevölkerung an Bewusstsein für diese Form von Rassismus mangelt. Zwar wird rassistisches Verhalten gegenüber Osteuropäer*innen von der Mehrheit der Befragten auch als solches erkannt: Rund 44 % stimmten der Aussage voll und ganz zu, dass ein bestimmtes Verhalten, von dem osteuropäische Menschen betroffen sind, rassistisch sei, rund ein Viertel stimmten eher zu (vgl. Abbildung 1.2). Zugleich ist der Wert aber deutlich niedriger als etwa bei anti-Schwarzem oder antiasiatischem Rassismus und der niedrigste Wert unter den sechs rassifizierte Minderheiten, die der NaDiRa abfragt (Nationaler Diskriminierungs- und Rassismusmonitor 2022, S. 69). Ganz im Sinne der oben angesprochenen Identifikation von Rassismus mit Diskriminierung aufgrund von Hautfarbe vermuten die Studienautor*innen als Grund dafür, dass die Personen als ‚weiß‘ wahrgenommen werden und daraus geschlossen wird, dass sie nicht von Rassismus betroffen sein können.

Abbildung 1.2

"Ich finde dieses Verhalten rassistisch..." – Bewertung der gleichen Situationen nach betroffener Gruppe

Befragung des Nationalen Rassismussmonitors 2021

■ voll & ganz ■ eher ja ■ eher nein ■ überhaupt nicht

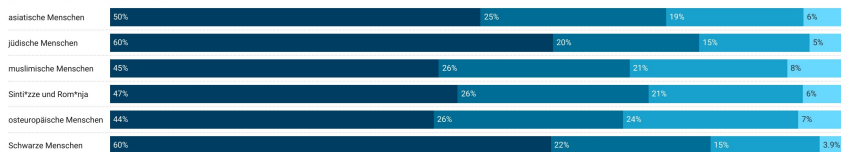


Chart: Mediendienst Integration - Source: Nationaler Rassismussmonitor (2022) - Created with Datawrapper

Quelle: Nationaler Diskriminierungs- und Rassismusmonitor (2022); Diagramm erstellt vom Mediendienst Integration

Betroffenenperspektiven und die Suche nach einer Sprache

Während es also in der Breite der Bevölkerung nur ein begrenztes Wissen über das Thema gibt und die (legitime und notwendige) Frage nach der adäquaten Einordnung und Benennung des Phänomens gestellt wird, erheben auf der anderen Seite Vertreter*innen betroffener Gruppen zunehmend ihre Stimme und thematisieren antiosteuropäischen und antislawischen Rassismus – beide Begriffe finden sich im Diskurs – in der Öffentlichkeit. Junge Aktivist*innen, die sich in Abgrenzung zu pauschalen Fremdzuschreibungen wie „Russen“ oder „Ostblock“ als „PostOst“ bezeichnen, fordern auf Instagram, durch Podcasts und Videos eine Anerkennung ihrer Erfahrungen ein.² Gleiches gilt für die Literatur: Autor*innen wie Paul Bokowski (2022), Lena Gorelik (2021), Dmitrij Kapitelman (2021), Emilia Smechowski (2017), Artur Weigandt (2023) oder Natascha Wodin (2018) schreiben in ihren Büchern über ihr Ankommen und Aufwachsen in Deutschland, aber ebenso darüber, wie sie Ablehnung und Diskriminierung erfahren haben (vgl. dazu Kapitel 10). Auch hier wird über Begriffe gestritten, nicht zuletzt über den antiquiert wirkenden Begriff des „Antislawismus“ (Quorum Chat, 13.06.2022). Und nicht alle benennen das Erlebte so deutlich wie Lena Gorelik, die als Elfjährige mit ihrer Familie als jüdische Kontingentflüchtlinge (so die offizielle Kategorisierung) aus St. Petersburg nach Ludwigsburg kam und dort für eineinhalb Jahre in einem, wie es damals hieß, Asylantenwohnheim leben musste, bis die Familie eine eigene Wohnung beziehen konnte. In ihrem autobiografischen Roman *Wer wir sind* schreibt sie ausführlich über die Scham, die sie aufgrund ihres Namens, ihres Akzents, der Adresse des Heims, des beigen Parka und der Kochrezepte ihrer Eltern empfunden hat, bis sie ausgerechnet die fremde und schwere deutsche Sprache zum Mittel ihrer Emanzipation macht und zu einem klaren und schmerzlichen Urteil gelangt:

2 Sergej Prokopkin, https://www.instagram.com/s_prokopkin/?hl=de; PostOstPride, <https://www.instagram.com/postostpride.podcast/?hl=de> (Abfrage: 12.11.2023).

„Je öfter sie mich nach zu Hause fragen und damit andere Länder meinen, nicht Deutschland, desto gewählter lasse ich meine Sätze klingen. Es dauert Jahre, bis ich in kurzen Sätzen denken kann, die kein an die richtige Stelle gesetztes Verb brauchen: Ihr Rassisten.“ (Gorelik 2021, S. 249)

Artur Weigandt, dessen Familie aus Kasachstan nach Deutschland emigriert ist, nimmt in seinem Buch direkt Bezug auf gegenwärtige Debatten zu (Anti)Rassismus und (Critical) Whiteness:

„Gleichzeitig gibt es Minderheiten, die uns absprechen, Rassismuserfahrungen gemacht zu haben. Wir seien zu weiß für Rassismus, heißt es. [...] Der moderne Antirassist geht zwar auf die Kolonisierung Afrikas ein. Auf den nationalsozialistischen Traum jedoch, auf den ‚Fall Barbarossa‘, den Kampf um den ‚Lebensraum im Osten‘, geht er nicht ein. Aber auch das war Kolonialisierung. Dafür starben Millionen Osteuropäer.“ (Weigandt 2023, S. 78 f.)

Andere formulieren anders, nicht alle Autor*innen benennen die eigenen Erfahrungen nach ihrer Ankunft in Deutschland als „Rassismus“. Die Suche nach einer angemessenen Sprache zur Beschreibung ihrer Erfahrungen dauert an. Sicher ist jedoch, dass sich die lange Zeit als ‚unsichtbar‘ beschriebenen Migrant:innen aus dem östlichen Europa jetzt als *postostmigrantischer* Teil der bundesdeutschen Gegenwart deutlich vernehmbar zu Wort melden. Damit wird etwas sag- und beschreibbar, was über Jahrzehnte mit familiärem und gesellschaftlichem Schweigen bedeckt wurde (Zingher 22.11.2020; Kiesche 2022).

Zugleich machen die Zitate deutlich, dass es Diskussionsbedarf gibt. Das Sichtbarwerden (post)osteuropäischer Perspektiven ist nicht nur Ausdruck von Veränderungen in den betreffenden Gruppen selbst, sondern verweist zugleich auf die Gesamtgesellschaft: Was sagt es über das bundesdeutsche Selbstverständnis aus, wenn sich Autoren wie Artur Weigandt als nicht zugehörig beschreiben? Woher rührt die lange Ignoranz gegenüber ihren Erfahrungen? Und welche Perspektiven gibt es, die derzeitigen Aushandlungsprozesse in einen konstruktiven Dialog zu überführen, ohne einer Opferkonkurrenz oder unseligen Vorstellungen von Homogenität und ‚Assimilation‘ (die zu einer erneuten Unsichtbarkeit führen würde) das Wort zu reden?

Ziele und Konzepte dieses Buches

Das vorliegende Buch beansprucht nicht, auf alle diese Fragen abschließende Antworten zu geben. Es versteht sich aber als erster Versuch, Kontinuitäten, Wandlungen und Brüche von Rassismus gegenüber Menschen aus dem östlichen Europa in einer historischen Perspektive bis in unsere Gegenwart nachzuzeichnen.

Unser Ziel ist es, die im Rassismusbericht der Bundesbeauftragten konstatierte „Leerstelle“ so weit wie möglich zu füllen und zugleich Wissens- und Forschungslücken zu benennen. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass Osteuropäer*innen in westlichen Gesellschaften sehr wohl Rassismus erleiden – einen Rassismus, der sich nicht an der Hautfarbe als Merkmal festmacht. Wir fokussieren dabei hauptsächlich auf Deutschland, das aufgrund seiner langen Verflechtungs- und Expansionsgeschichte mit dem und im östlichen Europa einen besonders relevanten Fall darstellt. Zugleich ist klar, dass es sich hierbei um ein nicht allein auf Deutschland beschränktes Phänomen handelt. Dies zeigen beispielhaft in der jüngeren Vergangenheit die gegen Zuwanderung aus den osteuropäischen EU-Staaten gerichtete Agitation des ‚Brexit‘, oder vor einem Jahrhundert die u. a. gegen Zuwanderung aus dem östlichen (und südlichen) Europa gerichteten strengen nationalen Einwanderungsquoten des US-amerikanischen Immigration Act von 1924.

Unserem Verständnis von Rassismus liegt die Definition von Philomena Esed (2020; 1992) zugrunde, gemäß der Rassismus eine Ideologie, eine Struktur und ein Prozess ist, durch den Menschengruppen aufgrund tatsächlicher oder zugeschriebener biologischer oder kultureller Merkmale in „Wertigkeitshierarchien“ (*hierarchies of worthiness*) unterteilt werden. Diese Hierarchisierung legitimiert dann den Ausschluss von Mitgliedern bestimmter Gruppen vom Zugang zu materiellen und immateriellen Ressourcen. Eine solche Definition leistet zweierlei: Sie benennt die verschiedenen Formen des Rassismus (biologistisch und kulturalistisch) und die verschiedenen Ebenen, auf denen Rassismus wirkt (Ideologie, Struktur, Prozess). Sie ermöglicht es somit, Rassismus in unterschiedlichen Erscheinungsformen zu erfassen, einschließlich des von Etienne Balibar (1992) so bezeichneten „Rassismus ohne Rassen“, der besonders in der Zeit nach der Shoah und der zumindest im europäischen Kontext weitgehenden Diskreditierung des Rassenbegriffs relevant wurde.

Wir sprechen in diesem Buch von „antiosteuropäischem“ Rassismus als übergreifendem Begriff, der pejorative, essentialistische Zuschreibungen zum geografischen Raum Osteuropas und seinen Bewohner*innen beschreibt. Dies beinhaltet auch historische Spielarten wie den „antislawischen“ Rassismus oder kurz „Antislawismus“ (vgl. dazu Wippermann 1996; Borejsza 2006; Skordos 2014; Vlahek 2022). Damit schließen wir an jüngere, insbesondere im angelsächsischen Raum erschienene Forschungen an, die „Eastern Europeans“ als Objekt westlicher Rassifizierung identifiziert haben (z. B. Kalmar 2022; Lewicki 2023; Lapiņa/Vertelytė 2020). Dieser breitere Fokus ermöglicht es uns, die verschiedenen Erscheinungsformen des Rassismus gegen „Slawen“ und kontextspezifisch gegen andere Menschen in und aus dem östlichen Europa sowie deren Wechselwirkungen und Interdependenzen zu betrachten. Antiosteuropäischer und antislawischer Rassismus entwickelten sich gleichzeitig und in Verbindung mit anderen Formen gruppenbezogener Diskriminierung, historisch vor allem dem Antisemitismus mit seinen Feinbildern der „Ostjuden“ und des „jüdischen

Bolschewismus“ (Maurer 1986; Kurth/Salzborn 2009; zu den Unterschieden zwischen Antislawismus und Antisemitismus vgl. Connelly 1999) sowie dem Antiziganismus (Bogdal 2011; Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma 2015; Stender 2016; Neuburger 2022).

Diese und weitere intersektionale Verknüpfungen verschiedener Diskriminierungskategorien wirken bis heute fort. So spielt etwa Klassenzugehörigkeit bei der massenhaften Allokation von Migrant*innen aus dem östlichen Europa im deutschen Niedriglohnssektor – oft unabhängig von ihrer Qualifikation – wie auch für die Konstruktion dieser Zuwanderung als „Armutsmigration“ und damit als prinzipielle Belastung eine große Rolle (vgl. Kapitel 9). Geschlechtsbezogene Stereotype wiederum sind zentral für die Art und Weise der Rassifizierung osteuropäischer Migrantinnen und Migranten. Dazu gehört die Zuschreibung von Hypermaskulinität (und auch Brutalität und/oder Kriminalität) an osteuropäische Männer ebenso wie die Zuschreibung einer exotisierten Sexualität – oft im Zusammenhang mit Prostitution – an osteuropäische Frauen (Probst 2023, S. 150–153; vgl. auch Tikhomirova, 03.05.2022).

Zentral für das Konzept des antiosteuropäischen Rassismus ist das „Geostereotyp“ (Wippermann 2007, S. 9) des ‚Ostens‘. In der Analyse dieses Stereotyps müssen wir die ihm zugrundeliegende Logik und deren Begrifflichkeiten erklären und damit zunächst reproduzieren, um sie im nächsten Schritt kritisch zu analysieren und zu dekonstruieren. Wir halten diese beiden Ebenen begrifflich dadurch auseinander, dass wir abwertende Perspektiven auf ‚den Osten‘ als solche kennzeichnen (zumeist als Zitate), während wir vom „östlichen Europa“ oder „Osteuropa“ als Oberbegriff für die gesamte Großregion sprechen. Zugleich werden wir dort weiter differenzieren, wo es notwendig ist (Nordosteuropa, Ostmitteleuropa, Südosteuropa, vgl. hierzu die klassische Unterteilung bei Zernack 1977 sowie Troebst 2010), denn ‚das‘ östliche Europa ist in sich natürlich höchst heterogen. Genannt sei nur die starke Tradition der Abgrenzung der Staaten Ostmitteleuropas gegen Russland, die unter dem Selbstbild einer Vormauer des Christentums (*antemurale christianitatis*) in Polen, aber auch in Ungarn und Österreich seit dem 15. Jahrhundert wirkungsmächtig war (Morawiec 2001; Kalmar 2022). Zudem lag das, was heute zumeist als „östliches Europa“ gefasst wird, auf den westeuropäischen mental maps nicht immer im Osten. So galt beispielsweise Russland bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts als nördliche Macht und erst in Folge des Siegs über Napoleon und des Vorrückens russischer Truppen bis nach Paris änderte sich dies (Lemberg 1985).

Konzeptuell knüpfen wir damit an zwei Forschungsstränge an, die sich mit der Position Osteuropas in der europäischen und globalen politischen Geografie befassen. In Anlehnung an Edward Saids (1978) bahnbrechendes Werk über den „Orientalismus“ haben Wissenschaftler gezeigt, wie „Osteuropa“ im westlichen Denken seit der Aufklärung als ein paradoxes „Anderes“ konstruiert wurde, als „Europe, but not Europe“ (Wolff 1994, S. 7), das eine Zwischenwelt zwischen Ok-

zident und Orient bezeichnet, die durch Rückständigkeit und Barbarei gekennzeichnet ist. Maria Todorova (1997) skizzierte ähnliche Befunde in Bezug auf Südosteuropa oder „den Balkan“. Es handelt sich dabei um dynamische Konzepte, die auch „verschachtelte Orientalismen“ (*nesting Orientalisms*) beschreiben können (vgl. Bakić-Hayden 1995). Es gibt demnach immer vom jeweiligen Standpunkt verschiedener nationaler Diskurse einen noch ‚östlicheren Osten‘, auch innerhalb der Region (vgl. Zarycki 2014; Frysztacka 2021). Ein zweiter, politökonomisch orientierter Forschungsstrang baut auf der Weltstheorie von Immanuel Wallerstein (1974, 1980) auf und konzeptualisiert den „Globalen Osten“ (Müller 2020) als „Semiperipherie“ (vgl. Boatcă 2013; Grzechnik 2019; Kalmar 2022). Beide Ansätze gehen über eine einfache Dichotomie von „the West and the rest“ (Hall 1992) hinaus und betonen die Tatsache, dass Osteuropa zwar nicht eindeutig außerhalb Europas oder Teil des „Orients“ oder des „Globalen Südens“ ist, aber gegenüber dem „Westen“ einen besonderen Platz einnimmt. Folglich waren und sind Osteuropäer*innen Prozessen der Rassifizierung unterworfen, die historisch dazu dienten, im Kontext der europäischen kolonialen Expansion eine grundlegende Differenz zwischen „Europäer*innen“ und „dem Rest der Welt“ zu etablieren (Geulen 2017).

An diese spezielle Zwischenposition Osteuropas in einer politischen Geografie schließen sich zwei weitere konzeptuelle Punkte an. Der erste tangiert die speziell mit Blick auf das deutsche Verhältnis zum östlichen Europa zentrale Frage, ob Kolonialismus nur als außereuropäisches Phänomen – also als Herrschaft von Europäern über „Andere“ – verstanden werden kann. Diese sogenannte „Salzwasserthese“ (Kolonialismus ist es nur, wenn ein Meer zwischen Metropole und Kolonie liegt) kann man mit Blick auf Deutschland und Osteuropa begründet in Frage stellen (vgl. Beer / Dahlmann 1999; Nelson 2009a). Formal nie eine Kolonie, gibt es inzwischen eine Reihe von Forschungen, die die deutsche Geschichte in Ost-, Ostmittel- und auch Südosteuropa mit (post)kolonialen Kategorien interpretieren. Kristin Kopp betitelte ihre Studie über Polen als kolonialen Raum mit *Germany's Wild East* (Kopp 2012). Und im deutschsprachigen Raum hat Christoph Kienemann das Bild des östlichen Europas im Diskurs des deutschen Kaiserreichs als „Koloniale[n] Blick gen Osten“ beschrieben (Kienemann 2018; vgl. auch Liulevicius 2009). Zugleich hat bereits Sebastian Conrad auf die Notwendigkeit weiterer Differenzierungen hingewiesen, zum einen zwischen den verschiedenen Ebenen eines asymmetrischen Machtverhältnisses (diskursiv, ökonomisch, soziale Praktiken), aber auch mit Blick auf Unterschiede zwischen äußerem und innerem Kolonialismus. Während er letzteren in den polnischen Teilungsgebieten Preußens seit den 1880er Jahren als gegeben ansieht, bleibt er hinsichtlich der vor allem von Jürgen Zimmerer (2009, 2011) vertretenen These eines Zusammenhangs von deutscher Kolonialgeschichte und NS-Vernichtungspolitik deutlich skeptischer (Conrad 2012, S. 99–105). Felix Ackermann und Agnieszka Pufelska beschreiben wiederum im von ihnen herausgegebenen Heft „Preußen postkolonial“ die Aneignung polnischer Territorien durch Preußen als „imaginierte äußere Kolonisie-

„rung des Inneren“ (Ackermann/Pufelska 2021, S. 530).³ Und Malte Kleinschmidt problematisiert in seiner grundlegenden Studie über „Dekoloniale politische Bildung“, dass die Frage deutscher kolonialer und rassistischer Diskurse und Praktiken gen (Süd)Osteuropa in postkolonialen und dekolonialen Diskursen bisher nur randständig Beachtung gefunden hat. Er plädiert dafür, den Blick zu weiten und diesen „innereuropäischen Kolonialismus“ (Kleinschmidt 2021, S. 330) ernst zu nehmen.

Unsere Studie beansprucht nicht, alle diese Fäden aufzugreifen und neu zu verknüpfen. Wir gehen jedoch davon aus, dass koloniale Perspektiven und koloniale Expansion ein grundlegender Teil des deutschen Verhältnisses zum östlichen Europa gewesen sind, das sich dann ab Ende des 19. Jahrhunderts radikalisiert und rassifiziert hat. Hinsichtlich der diskursiven Dimension von Kolonialismus knüpfen wie hierbei an die lesenswerte Studie von Christoph Kienemann an, der drei Punkte als Kernelemente eines kolonialen Blicks auf ‚den Osten‘ benennt (Kienemann 2018, S. 48):

- Die Konstruktion einer kolonialen Alterität,
- die Konstruktion einer kolonialen Identität, sowie
- die Konstruktion eines kolonialen Raumes.

Sind diese drei Elemente vorhanden, so ist es nach dieser Definition gerechtfertigt, von einem kolonialen Diskurs zu sprechen. „Alterität“ und „Identität“ hängen hierbei eng zusammen, sie stehen in einem asymmetrischen Verhältnis, bei dem das ‚Selbst‘ als kulturell höherwertig, das ‚Anderer‘ hingegen als minderwertig beschrieben wird. Dies deckt sich mit der grundlegenden Studie Jürgen Osterhammels, der „sendungsideologische Rechtfertigungsideologien, die auf einer Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen“, als wesentliches Merkmal kolonialer Beziehungen benennt (Osterhammel 2006, S. 21; vgl. hierzu auch Blaut 1993). Denn letztendlich zielt Kolonialismus auf die Herrschaftsausübung über eine Gesellschaft in einem bestimmten Raum ab – dieser Raum muss jedoch zuvor kolonial aufgeladen werden, um die Inbesitznahme diskursiv zu legitimieren.

Zur Frage tatsächlicher kolonialer Expansion beziehen wir uns auf neuere Forschung, die verstärkt auf die sehr unterschiedlichen Ausprägungen kolonialer Herrschaftsverhältnisse hingewiesen hat. Felix Ackermann und Agnieszka Pufelska sprechen von der Notwendigkeit einer „de-essenzialisierte[n] Kolonialismus-Definition, die diesen stets als Plural unterschiedlicher kultureller, nationaler und geografischer Ausprägungen versteht und diese zueinander in Beziehung setzt“ (Pufelska/Ackermann 2021, S. 530). Sebastian Conrad hat ei-

3 Zur Debatte, ob sich der deutsche Osteuropadiskurs als kolonialer Diskurs beschreiben lässt, vgl. weiterhin Ther (2003); Conrad/Osterhammel (2006); Surynt (2006); die Beiträge zu Nelson (2009b), sowie Kauffmann (2015), Linck (2015) und Weger (2015).

nige Jahre zuvor in eine vergleichbare Richtung argumentiert, indem er unter anderem mit Blick auf die preußische Politik in den polnischen Teilungsgebieten formulierte, dass Kolonialismus „keine einheitliche Formation“ (Conrad 2012, S. 99) sei. Zugleich warnte er aber vor einer Überdehnung des Begriffs, bei der dieser schließlich seine Erklärungskraft zu verlieren drohe. Dem schließen wir uns an und verwenden für dieses Buch seine Mindestdefinition kolonialer Herrschaftsverhältnisse (Conrad 2012, S. 15). Der koloniale Charakter von Interaktionen ist demnach dadurch charakterisiert, dass

1. imperiale und kolonisierte Gesellschaften unterschiedliche sozio-politische Ordnungen aufweisen,
2. sie auf eine unterschiedliche Geschichte zurückblicken, und
3. seitens der Kolonisatoren auch durch die Vorstellung eines unterschiedlichen Entwicklungsstandes voneinander getrennt sind.

Unser zweiter konzeptueller Punkt betrifft die Positionierung von Osteuropäer*innen in westlichen Ländern – und hier kommen die Critical Whiteness Studies in den Blick, die für das gegenwärtige Verständnis von Rassismus zentral sind, zugleich aber eine spezifische Ambivalenz besitzen (hierzu auch die kritische Einordnung von Marz 2022). Einerseits wird „Whiteness“ als ein soziales Konstrukt verstanden, „Weißsein“ beschreibt also eine strukturell dominante, soziale Position (in diesem Sinne zum Beispiel Garner 2007). Andererseits bezeichnet der Begriff aber auch einen bestimmten Phänotyp („hellhäutig“). Diese beiden Dimensionen lassen sich in der Praxis nicht immer leicht auseinanderhalten. Dazu sei eine Episode aus dem Vorfeld der Entstehung dieses Buches zitiert. Dort störte sich die Mitveranstalterin eines geplanten Vortrags daran, dass in der Ankündigung Rassismus als „weißes“ Phänomen bezeichnet wurde, dessen Objekt „People of Color“ seien, und dass dieses Label Menschen aus Osteuropa nicht angemessen erfasse. Dies sei eine falsche Dichotomie, hieß es in der Kritik: People of Color seien Menschen mit Rassismuserfahrungen, und daher könnten auch blonde und blauäugige Türkinnen oder Polinnen People of Color sein, wenn sie sich als solche verstünden. Weiterhin hieß es dann aber, es sei nicht angemessen, bei Diskriminierungserfahrungen solcher Menschen von Rassismus zu sprechen, da sie als phänotypisch nicht als „anders“ markierte Menschen „unsichtbar“ werden könnten. Und schließlich hänge Rassismus untrennbar mit dem System der Sklaverei zusammen, die es in Europa aber schon lange nicht mehr gebe – wenn man die Geschichte im Nationalsozialismus ausklammere.

In dieser Kritik geraten die zwei Definitionen von „Weißsein“ in direkten Widerspruch zueinander. People of Color seien Menschen mit Rassismuserfahrungen und dies könne auch eine blonde Polin sein – die aber gar keinen Rassismus erfahren könne, da sie phänotypisch nicht als „anders“ markiert sei. Aus diesem logischen Zirkel gibt es kein Entrinnen. Zugeschriebene ‚Rasse‘ als Grundlage für Rassismus identifiziert die Kritikerin hier also doch mit Hautfarbe. Angesichts

der Doppeldeutigkeit der Begrifflichkeiten von „weiß“ und „of color“ als soziale Analysekatoren einerseits, alltagsrelevante phänotypische Eigenschaften andererseits ist die Verwirrung verständlich. Ob es ein anderes Vokabular bräuchte, um über Rassismus in Vergangenheit und Gegenwart zu reden ist eine Frage, die wir zumindest in den Raum stellen wollen.

Für die Betrachtung der historischen Entwicklung von Rassismus im deutschen Kontext führt eine ausschließliche Identifikation von „Rassen“ mit bestimmten Hautfarben jedenfalls nicht weiter (diese Feststellung auch sehr überzeugend bei Perinelli 2023). Dies soll nicht in Abrede stellen, dass Farbkategorien extrem wirkmächtig waren und sind – Menschen, die bereits äußerlich geothered werden, erfahren deutlich häufiger und direkter Rassismus als Menschen, bei denen dies nicht der Fall ist. Auch historisch stellte dies ein zentrales strukturierendes Element bei der Einteilung der Menschen in „Rassen“ dar. Wie aber beispielsweise Wulf D. Hund in seinem Buch *Wie die Deutschen weiß wurden* argumentiert, war es damit nicht getan:

„Auf die gesamte Menschheit bezogen, wurde Weißsein zum Fokus eines ebenso bornierten wie zwiespältigen Selbstbewusstseins. Das gestaltete sich einerseits gegenüber den nun als ›farbig‹ zusammengefassten Rassen zunehmend arroganter und brutaler. Andererseits blieb es dadurch gezeichnet, dass die weiße Rasse von Anfang an nicht als Einheit gedacht werden konnte, weil rassistische Diskriminierungen sich auch auf Weiße bezogen.“ (Hund 2017, S. 95–96)

Die Rassentheoretiker der Vergangenheit unterteilten die „weiße Rasse“ weiter, wobei ein Fokus des Rassismus dann auf „angeblich minderwertigen aber gleichwohl gefährlichen Teilen der weißen Rasse“ (Hund 2017, S. 118) lag, konkret „Slawen“ und „Juden“: „Die gegen sie gerichtete rassistische Diskriminierung hatte als Antislawismus und Antisemitismus eine weit vor die Entwicklung des Rassenbegriffs zurückreichende Tradition. Ihre Funktionsweise war indessen mit der späteren Rassismen identisch.“ (Hund 2017, S. 111)

Zur Frage, ob, und wenn, wie, die Positionen von Menschen aus dem östlichen Europa in den Begrifflichkeiten der Critical Whiteness Studies beschrieben werden können, liegen inzwischen ersten Forschungen zu verschiedenen europäischen Ländern vor, insbesondere zu Großbritannien und Skandinavien, punktuell auch zu Deutschland. Um die spezifische Ambivalenz der Positionen von Osteuropäer*innen zu beschreiben, wurde sie als „white but not quite“ (Kalmar 2022) oder sogar als „off-white blacks“ (Tlostanova 2017) beschrieben. Im deutschen Kontext hat Darja Klingenberg (2022) postsowjetische Migrant*innen in einem ähnlichen Sinne als „interne Andere“ identifiziert. Diese „periphere“ (Safuta 2018) oder „schmutzige“ (Böröcz 2021) *whiteness* als Resultat einer „ambiguous racialisation“ (Lewicki 2023) kann dazu führen, dass Osteuropäer einerseits unter Rassismus leiden, andererseits aber auch Rassismus gegen andere Einwanderer

ausüben (vgl. Fox 2013; Sadowski-Smith 2018; Fox/Mogilnicka 2019; Narkowicz 2023) – ein Befund, der in der derzeitigen Debatte ebenfalls kaum gesehen wird. Hier schließt unser Buch an entsprechende historische Arbeiten aus den USA an, etwa Noel Ignatiev (1995) Klassiker *How the Irish Became White*. Für ein besseres Verständnis der komplexen Konstellationen einer zunehmend diversen Migrationsgesellschaft sind solche differenzierten, historisch fundierten Perspektiven unabdingbar.

Themen und Struktur

Die grundsätzliche Struktur des Buches ist chronologisch. Es gibt dabei aber vor allem zwei Themen, die unsere Analyse über den untersuchten Zeitraum hinweg strukturieren. Das erste ist die Konstruktion der Alterität Osteuropas und seiner Bewohner*innen zu verschiedenen Zeiten – mithin die Entwicklung des „kolonialen Blicks“. Kapitel 2 wird in groben Zügen die intellektuellen Grundlagen dieses Diskurses seit der Zeit der Aufklärung rekonstruieren. Kapitel 3 schaut sich daran anschließend mit den Debatten in der Paulskirche 1848/49 einen spezifischen Moment der deutschen Geschichte an, an dem ein „Deutscher Osten“ als kolonialer Raum erdacht wurde. Kapitel 4 fokussiert dann auf einen entscheidenden Zeitraum der Radikalisierung des deutschen „kolonialen Blicks“ auf den und der deutschen Praktiken im ‚Osten‘, von der Gründung des Kaiserreichs über den Ersten Weltkrieg bis in die Weimarer Republik. Kapitel 5 nimmt sich mit der Entwicklung der Ostforschung und der osteuropäischen Geschichte der wissenschaftlichen Dimension des „Otherings“ von Osteuropa seit Ende des 19. Jahrhunderts und bis in die Zeit des Nationalsozialismus an, in der sich Wissenschaft an Eroberungs- und Vernichtungspolitik im ‚Osten‘ beteiligte. Das Nachleben dieser Forschungsrichtungen und der sie betreibenden Personen wird in Kapitel 7 thematisiert. Zuvor vertieft Kapitel 6 den Blick auf die Zeit des NS und den Zweiten Weltkrieg, in der insbesondere das Feindbild des angeblich in der Sowjetunion herrschenden „jüdischen Bolschewismus“ kultiviert wurde, mit den bekannten katastrophalen Folgen.

Das zweite Querschnittsthema ist Migration aus dem östlichen Europa nach Deutschland, sowohl in der Außensicht – die deutschen Reaktionen auf und Umgang mit dieser Zuwanderung – als auch in der Innensicht, also aus der Betroffenenperspektive. Es geht also um den ‚Osten im Westen‘. Die Außensicht kommt zuerst in Kapitel 4 zum Tragen, wo gezeigt wird, wie die Furcht vor polnischer und jüdischer Zuwanderung aus dem ‚Osten‘ den restriktiven deutschen Umgang mit Migration formte. Kapitel 6 thematisiert mit der Zwangsarbeit des Zweiten Weltkriegs dann einen historischen Moment, in dem die rassistisch motivierte Abwertung und Ausbeutung von Menschen aus dem östlichen Europa ihren Höhepunkt erreichte. Das Kapitel analysiert sowohl den rassistischen Rahmen des Zwangs-

Kapitel 2: Intellektuelle Grundlagen des antiosteuropäischen Rassismus

Die Produktion der Alterität – des „Andersseins“ – Osteuropas im deutschen (wie auch allgemeiner im westlichen) Blick war ein lang andauernder, intellektueller Prozess. Wir können diesen Prozess hier nicht in allen Einzelheiten nachzeichnen. Für das Thema dieses Buches, die Herausbildung des antiosteuropäischen Rassismus, ist vor allem von Interesse, ab wann sich von abwertenden deutschsprachigen Perspektiven auf das östliche Europa und seine Bewohner*innen sprechen lässt. Wie bei den meisten historischen Prozessen gibt es keinen klar zu identifizierenden Punkt, der als ‚Anfang‘ benannt werden könnte. Es lassen sich jedoch Verdichtungen beschreiben, während derer bestimmte Erklärungsmuster an Bedeutung gewannen und diskursmächtig wurden. Für das hier interessierende Thema ist dies nicht zufällig das Zeitalter der Aufklärung, das seit Larry Wolffs bahnbrechender – interessanterweise nie ins Deutsche übersetzter – Arbeit als entscheidender Moment der „Erfindung Osteuropas“ bekannt ist (Wolff 1994). Mit der Herausbildung des „wissenschaftlichen“ Rassismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen dann explizit rassifizierende Perspektiven auf die in der Region lebenden Menschen und speziell die „Slawen“ hinzu. Hier zeigt sich bereits, dass Farbkategorien den Rassismus der damaligen Zeit kaum angemessen beschreiben – auch innerhalb der „weißen Rasse“ wurden eindeutige, rassistisch begründete Hierarchisierungen vorgenommen.

Vorauflärerische Bilder vom ‚Osten‘

Der Fokus auf die Zeit der Aufklärung bedeutet nicht, dass nicht bereits zuvor in hierarchisierender Weise über das östliche Europa und insbesondere seine slawischen Bewohner*innen geschrieben wurde. Für das Mittelalter hat Eduard Mühle die Wandlungen des lateinisch-abendländischen Slawenbildes herausgearbeitet, das ab dem 10. Jahrhundert zunehmend negativ konnotiert war, aber bei einzelnen Autoren auch Aspekte von Antikisierung und Mythisierung enthielt (Mühle 2020, S. 361–382). In der Frühen Neuzeit sind in dieser Hinsicht vor allem Flugschriften und Reiseberichte aussagekräftig. Genannt seien nur die bekanntesten Beispiele aus dem deutschsprachigen Bereich: Sigismund von Herbersteins ursprünglich 1549 verfasstes Werk *Rerum Moscoviticarum Commentarii* (von Herberstein 2007 [1556/1557]) und Adam Olearius' *Vermehrte Neue Beschreibung Der Muscovitischen und Persischen Reyse* (Olearius 1656). Beide sind im Rahmen von Gesandtschaften entstanden, beide handeln von Russland, genauer: vom Moskauer Reich,

und beide weisen eine spezifische Ambivalenz auf. Einerseits sind sie Ausweis von Kenntnisreichtum: sowohl Herberstein als auch Olearius berichten detailliert über die kirchliche und weltliche Ordnung des Moskauer Staates wie auch, im Stile von ‚Entdeckern‘, über die Weite des Landes, die verschiedenen ‚Völkerschaften‘ und das Alltagsleben. Bis heute gelten ihre Texte als herausragende historische Quellen, die das deutsche Russlandbild nachhaltig geprägt haben.⁶ Andererseits sind beide Berichte Grundlagen bis heute wirkungsmächtiger Russlandklišees. Exemplarisch sei Olearius zitiert, dessen sechstes Kapitel den Titel ‚Von der Russen Natur/Eigenschaft der Gemüther und Sitten‘ trägt und mit der folgenden Feststellung beginnt:

„Wenn man die Russen nach ihren Gemüthern, Sitten und Leben betrachtet, seynd sie billich unter die Barbaren zu rechnen. [...] Dann die Russen keyne freye Künste und hohe Wissenschaften lieben, viel weniger sich selbst darinnen zu üben, Lust haben. [...] Daher bleiben sie ungelehrt und grob.“ (Olearius 1656, S. 184)

Im Folgenden werden „die Russen“ der maßlosen Trunkenheit, der „Unzucht“ und des „Sodamieren[s]“ (Olearius 1656, S. 193), auch mit Pferden, bezichtigt. Im letzten Drittel des gleichen Kapitels heißt es dann:

„Gleich wie die Russen von Natur hart und zur Slavery geboren seynd, also müssen sie auch unter einem harten und strengen Joch und Zwang gehalten und immer zur Arbeit und zwar mit Prügeln und Peitschen angetrieben werden.“ (Olearius 1656, S. 197)

Nun lässt sich mit gutem Grund einwenden, dass derlei Völkertypologien im 17. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches, sondern vielmehr weit verbreitet waren. Dem ist sicherlich so – entscheidend für unseren Zusammenhang ist aber die abwertende Dichotomie, die der Schilderung zugrunde liegt. „Freie Künste“ und „hohe Wissenschaften“ verortet Olearius im lateinischen Westen, „die Russen“ sind hierzu „von Natur aus“ nicht fähig und werden als triebgesteuerte, zu Bildung nicht fähige „Barbaren“ präsentiert.

Hierarchisierende Selbst- und Fremdbilder prägten nicht nur bei Schilderungen Russlands die westeuropäischen Mental Maps. Andreas Kappeler hat die Wandlungen des Bildes der Ukraine in westlichen Berichten ab dem 16. Jahrhundert nachgezeichnet, das zwischen positiven Beschreibungen der Kosaken, die als Freiheitskämpfer gegen die russische ‚Despotie‘ skizziert wurden, und einer romantischen Verklärung, aber auch Herabstufung der Ukraine als „Land der Bauern“ oszillierte (Kappeler 2020). Zudem ist der deutsche Polendiskurs

6 So würdigte etwa Frank Kämpfer Herbersteins Beschreibungen als „den Beginn neuzeitlicher Osteuropakunde“ und „frühe Meisterleistung“. Von Herberstein (2007 [1556/1557], S. 7f.) Vgl. auch die Betonung der Bedeutung des Werkes durch Wakounig (2017).

der Frühen Neuzeit in diesem Kontext relevant. Zentrale Begriffe waren hierbei „Verwirrung“, „Anarchie“ und „Unordnung“. Sie finden sich als vermeintliche Charakteristika der polnischen Adelsrepublik (*Rzeczpospolita*) bei Gottfried Wilhelm Leibniz, Samuel Pufendorf und vielen anderen. Nicht immer linear und bruchlos – so hat etwa Leibniz in seinem frühen Werk die Funktion Polen-Litauens als *antemurale christianitatis* gegen den ‚russischen Koloss‘ betont, während sich sein Polenbild später, parallel zu einer positiveren Bewertung Russlands unter Peter I., zunehmend verschlechterte (Pufelska 2017). Im Gesamtblick blieben aber die Bilder von der „polnischen Unordnung“ in der deutschsprachigen Publizistik dominierend, wie Hubert Orłowski auf breiter Quellenbasis nachvollzogen hat (Orłowski 1996). Exemplarisch zitiert sei aus der zeitgenössisch sehr populären *Pohlischen Chronicke* Samuel Friedrich Lauterbachs aus dem Jahr 1727:

„Wie der Castellan Coricynius selbst das bekandte Sprichwort, so schon 200 Jahr alt seyn soll, anführet: Polonia confusione regitur. Polen wird durch Unordnung regieret. [...] Deswegen gar das verwirrete Polen, und andere Polen ziemlich übel umnehmende Schrifften in die Welt ausgegangen sind. [...] Der bekannte Comenius tadelt der Polen grosse Verschwendung und Vollerey, welche ein unordentliches Wesen zu machen pfelet, und propheceyet ihnen daher nichts gutes. [...] Ein andrer macht diesen bündigen Schluß. Die Polnische Respublic lebet in Unordnung, in Unordnung wird sie untergehen.“ (Lauterbach 1727, S. 794 f.)

Die bisherige Forschung hat diese und zahlreiche weitere Selbst- und Fremdbeschreibungen zumeist als Stereotype analysiert. Vor allem Hans Henning Hahn hat sich um die Analyse des Verhältnisses von Stereotypen und Geschichte verdient gemacht.⁷ Nimmt man die von ihm geprägte Definition von Stereotypen als verfestigte kollektive Zuschreibungen mit vorwiegend emotionalem Gehalt, die nur in ihren sprachlichen bzw. bildlichen Repräsentationen zu fassen sind und sich nach Auto- und Heterostereotypen, also Eigen- und Fremdzuschreibungen, unterteilen lassen, dann trifft dies sicher auf die obigen Zitate zu (Hahn 2007; vgl. auch Jaworski 1987).

Im Lichte der inzwischen breit gefächerten Forschung zu (post)kolonialen Kontexten wäre heute zu fragen, ob nicht auch dies eine passende Kategorie für die Texte von Herberstein, Olearius, Lauterbach und anderen sein könnte. Die von Christoph Kienemann (2018, S. 48) als Charakteristika angeführte Konstruktion von kolonialer Identität und Alterität, basierend auf der Vorstellung einer ‚eigenen‘, kulturellen Höherwertigkeit, wäre mit gutem Grund zu diskutieren – die Dichotomie von „tiefster Barbarei“ und „höchster Civilisation“ lag

7 Hieraus ist unter anderem die Arbeitsstelle Historische Stereotypenforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg hervorgegangen: <http://www.stereotyp-und-geschichte.de/> (Abfrage: 12.11.2023).

vielen westeuropäischen Texten der Frühen Neuzeit über ‚den Osten‘ zugrunde (vgl. dazu auch Schröder 2010). Das dritte Kriterium – die Konstruktion eines kolonialen Raums, den es potenziell zu erobern und zu ‚entwickeln‘ gilt – findet sich jedoch bei Herberstein und Olearius nicht. Russland wird als ‚anders‘ und ‚barbarisch‘ beschrieben, aber noch nicht als ‚deutscher Raum‘ (‚Deutscher Osten‘) konzipiert.⁸ Anders verhält es sich mit dem deutschen Polendiskurs: Hier kam den stereotypen Bildern von der ‚polnischen Anarchie‘ im Laufe des 18. Jahrhunderts sukzessive eine legitimierende Funktion für die gewaltsame Annexion von Gebieten zu, wie sie dann in Gestalt der Teilungen Polen-Litauens 1772, 1793 und 1795 durch Preußen, das Habsburger Reich und Russland auch tatsächlich stattfand (Orłowski 1996, S. 233–275; Kochanowska-Nieborak 2004; Pufelska 2017, S. 131–138). Hierauf werden wir unter dem Stichwort „kolonialer Raum“ bei der Analyse der Debatten in der Frankfurter Paulskirche noch zurückkommen.

Die Konstruktion Osteuropas im Zeitalter der Aufklärung

Im Laufe des 18. Jahrhunderts kam es zu einer Verdichtung hierarchisierender Beschreibungen über das westliche und das östliche Europa. Insbesondere die Aufklärung stellte diesbezüglich einen Katalysator dar, ging sie doch im Namen der Volksaufklärung mit der Schaffung neuer Öffentlichkeiten und neuen Bildungspraktiken einher (Stöber et al. 2015; Pasewalck/Weber 2020; Lukas u. a. 2021). Zugleich ist das aufklärerische Denken durch eine spezifische Ambivalenz gekennzeichnet: Einerseits dem Rationalismus und Universalismus verpflichtet, sind die Schriften prominenter Vertreter der Aufklärung zugleich Ausdruck von (West-)Eurozentrismus und, wie in den letzten Jahren zunehmend diskutiert, teilweise auch von Rassismus (u. a. El-Mafaalani 2021, S. 29–32). Bekanntestes Beispiel ist Immanuel Kant, maßgeblicher Begründer der Idee eines Weltbürgerrechts, in dessen Schriften sich aber auch die Unterteilung der Menschheit in höher- und niederwertige „Racen“ findet:

„Die Menschheit ist in ihrer größten Vollkommenheit in der Race der Weißen. Die gelben Indianer haben schon ein geringeres Talent. Die Neger sind weit tiefer, und am tiefsten steht ein Theil der amerikanischen Völkerschaften.“ (Kant 1765, S. 316)⁹

8 Dies bestätigt sich auch durch die an sich sehr anregende Dissertation von Cornelia Soldat (2022) über Heinrich von Stadens Plans zur Eroberung Moskoviens. Ihrer Arbeit kommt das Verdienst einer innovativen Interpretation dieser lange Zeit nicht wahrgenommenen Quelle zu. Die Einordnung in koloniale Kontexte überzeugt jedoch nur bedingt. Vgl. in diesem Sinne auch die Besprechung von Andrej Doronin (2023).

9 Mit „Indianer“ sind die Bewohner*innen Indiens gemeint. <http://kant.korpora.org/Band9/316.html>.